

Insel Verlag

Leseprobe



Horan, Nancy
Kein Blick zurück

Roman
Aus dem Amerikanischen von Brigitte Heinrich

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4046
978-3-458-35746-9

»Eine faszinierende Liebesgeschichte.« *San Francisco Chronicle*

Es ist eine schicksalhafte Begegnung, als Mamah Borthwick Cheney 1907 den jungen Architekten Frank Lloyd Wright kennenlernt ... Die beiden verlieben sich leidenschaftlich ineinander, eine Liebe, die nicht sein darf, denn beide sind verheiratet und haben Kinder. Mamah und Frank fassen einen radikalen Entschluss: Für einen gemeinsamen Neuanfang brechen sie alle Brücken hinter sich ab und fliehen nach Europa. Der Skandal empört ganz Amerika, üble Nachrede verfolgt die beiden bis über den Atlantik. Um Franks Karriere zu retten, kehren sie Jahre später in die USA zurück. Dort baut Frank seiner Geliebten die Fluchtburg Taliesin. Doch für Mamah scheint kein Weg zurückzuführen ...

Ein ergreifender Roman über die Macht der Gefühle, schicksalhafte Entscheidungen und den Mut, als Frau gegen alle Widerstände den eigenen Weg zu gehen.

Nancy Drew Horan ist Journalistin und lebte die meiste Zeit ihres Lebens in Oak Park, Illinois. Ihr Debütroman *Kein Blick zurück* eroberte in den USA auf Anhieb die Bestsellerlisten.

insel taschenbuch 4046

Nancy Horan

Kein Blick zurück



	NANCY
	HORAN
KEIN	Blick
	ZURÜCK
	Roman
Aus dem Amerikanischen von Brigitte Heinrich	
	INSELVERLAG

Originaltitel: *Loving Frank*

© Ballantine Books, New York 2007. Published by arrangement with Ballantine Books, an imprint of The Random House Publishing Group, a division of Random House, Inc., New York.

Copyright 2007 by Nancy Drew Horan

Umschlagfoto: Leonard de Selva/Corbis

insel taschenbuch 4046

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2011

© Insel Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: HildenDesign, München, www.hildendesign.de

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35746-9

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Für Kevin

Man lebt nur einmal in der Welt
Johann Wolfgang von Goethe, Clavigo

TEIL 1

Es war Edwin, der ein neues Haus bauen wollte. Ich hatte nichts gegen das alte im Queen-Anne-Stil an der Oak Park Avenue. Es war voller Gegenstände aus meiner Kindheit, und nach so vielen Jahren an anderen Orten empfand ich das als tröstlich. Doch Edwin war besessen von der Idee, etwas Modernes zu haben. Ich frage mich, ob er heute über diese Zeit nachdenkt – über die Tatsache, dass er es war, der unbedingt ein Haus haben wollte, das ganz und gar seines war.

Als wir im Herbst 1899 von unserer Hochzeitsreise zurückkehrten, zogen wir in das Haus, in dem ich aufgewachsen war, meinem verwitweten Vater zuliebe, der sich nie daran gewöhnt hatte, allein zu leben. Mit dreißig, nach Jahren des Studiums, des Alleinseins und der Unabhängigkeit, fand ich mich beim Abendessen nicht nur mit einem neuen Ehemann, sondern auch mit meinem Vater und meinen Schwestern, Jessie und Lizzie, wieder, die häufig zu Besuch kamen. Papa ging immer noch zur Arbeit und leitete die Reparaturwerkstätten der Chicago & North Western Eisenbahn.

Nicht lange nachdem Edwin und ich uns eingelebt hatten, kam mein Vater eines Tages von der Arbeit nach Hause, verkroch sich in seinem Bett und wechselte ins Jenseits. Mit zweiundsiebzig war er kein junger Mann mehr, doch meinen Schwestern und mir war er immer unbesiegbar vorgekommen. Ihn so plötzlich zu verlieren, ließ uns alle wie vor den Kopf geschlagen zurück. Was ich damals nicht wusste, war, dass das Schlimmste uns erst noch bevorstand. Ein Jahr später starb Jessie bei der Geburt eines kleinen Mädchens.

Wie kann ich die Trauer jenes Jahres beschreiben? Ich erinnere mich nur teilweise an das Jahr 1901, so betäubt bewegte ich mich

durch es hindurch. Als klar wurde, dass Jessies Mann es kaum schaffen würde, ordentlich für das Baby zu sorgen, das er nach meiner Schwester getauft hatte, nahmen Ed und Lizzie und ich unsere Nichte bei uns auf. Ich war die Einzige, die nicht arbeitete, deshalb lag ihre Versorgung bei mir. Ungeachtet all unserer Trauer brachte das Baby unerwartete Freude in das alte Gemäuer.

Das Haus steckte voller Erinnerungen, die mich sonst verfolgt hätten, vermute ich. Aber ich hatte alle Hände voll zu tun. Im Laufe eines Jahres bekamen Ed und ich ein eigenes Kind, John, der früh laufen lernte. Wir hatten damals kein Kindermädchen und nur für ein paar Stunden am Tag eine Haushälterin. Nachts war ich zu erschöpft, um ein Buch in die Hand zu nehmen.

Dennoch war es in den drei Jahren, die ich bis dahin verheiratet war, nicht sonderlich schwer, Mrs. Edwin Cheney zu sein. Ed war lieb und beklagte sich selten – für ihn eine Frage des Stolzes. Anfangs fand er beinahe jeden Tag beim Nachhausekommen ein Wohnzimmer voller Borthwick-Frauen vor, und er schien sich tatsächlich darüber zu freuen, uns alle zu sehen. Edwin ist kein besonders kultivierter Mann, und seine Zufriedenheit bezieht er aus einfachen Dingen – kubanischen Zigarren, der morgendlichen Straßenbahnfahrt in Gesellschaft anderer Männer, dem Herumbasteln an seinem Automobil.

Das Einzige, was Ed nicht ertragen konnte, war Unordnung, und die Jahre an der Oak Park Avenue müssen ihn auf eine harte Probe gestellt haben. Maßstab sind für ihn die Ablageflächen der Möbel: seine Papiere, die ihn morgens ordentlich sortiert auf seinem Schreibtisch erwarten; sein Schrank, in dem er seine Aktentasche und seine Schlüssel verstaut, wenn er nach Hause kommt; der Abendbrottisch, auf dem er am liebsten einen Braten vorfindet und darum herum seine Liebsten, die sich dort versammelt haben und auf ihn warten.

Ich schätze, es ging um Ordnung oder mangelnde Ordnung, die ihn schließlich bewog, nicht nur von einem neuen Haus zu spre-

chen, sondern darüber hinaus auch etwas zu unternehmen. Ich versuchte, alles adrett zu halten, aber was lässt sich schon ausrichten in einem dunklen alten Haus, wo die Fenster mit Farbe verklebt und die Ecken jedes einzelnen Türsturzes mit Schnitzereien und Schnörkeln überladen sind? Was lässt sich ausrichten bei rosshaargepolsterten Möbeln, auf denen sich zwei Jahrzehnte alter Staub angesammelt hat, der sich einfach nicht ausklopfen lässt?

Was Edwin tat, er startete in aller Ruhe seine Kampagne. Zuerst nahm er mich mit in das Haus von Arthur Huertley und dessen Frau. Er und Arthur fuhren morgens gemeinsam mit der Straßenbahn. So gut wie jedermann auf der Oak Park Avenue hatte es sich inzwischen angelegen sein lassen, einmal am neuen Haus der Huertleys an der Forest Avenue vorbeizuspazieren. Entweder handelte es sich bei diesem Haus um einen unerhörten Missgriff oder aber um einen Geniestreich, je nach dem, wie man zu seinem Architekten stand, Frank Lloyd Wright. Ein »Präriehaus« nannten es die einen, wegen der langen, schmalen Backsteinbänder, die sich quer darüberzogen wie die Linien der Ebenen von Illinois.

Beim ersten Hinsehen erschien mir das Haus der Huertleys wie eine schwere, rechteckige Schachtel. Sobald ich es betreten hatte, spürte ich jedoch, wie meine Lungen sich weiteten. Es bestand aus einem einzigen offenen Raum, in dem ein Zimmer ins andere überging. Ungestrichene Balken und Holzarbeiten in der Farbe von Baumstämmen leuchteten sanft, und prächtigstes Licht ergoss sich durch die grünen und roten Buntglasfenster. Das Innere fühlte sich sakral an, wie eine Kapelle im Wald.

Edwin, als Ingenieur, empfand etwas anderes zwischen diesen Wänden. Er schwelgte in der Harmonie, die durch ausgeklügelte Systeme entstand. Integrierte Schubladen. Stühle und Tische in klaren Formen, die speziell für diese Räume angefertigt waren – Möbel für einen Zweck. Nicht ein einziger überflüssiger Gegenstand in Sicht. Edwin verließ pfeifend das Haus.

»Wie sollen wir uns jemals so ein Haus leisten können?«, fragte ich, als wir außer Hörweite waren.

»Unseres braucht nicht so groß zu sein«, sagte er. »Und uns geht es besser, als du denkst.«

Edwin war inzwischen Vorstand von Wagner Electrics. Während ich Windeln gewechselt und versucht hatte, ein wenig Zeit für einen Spaziergang zu finden, hatte Edwin sich methodisch an die Spitze der Firma hochgearbeitet.

»Ich kenne Frank Wrights Frau«, gestand ich. Ich hatte gemischte Gefühle gehabt, ob ich Ed in seinen Plänen ermutigen sollte, deshalb hatte ich es nie erwähnt. »Sie ist im Club mit mir im Ausschuss für Haus und Kunst.«

Von da an nahm seine Kampagne Fahrt auf. Es ist nicht Edwins Art, etwas zu fordern, aber er trieb die Sache nach Kräften voran, ganz so, wie er mir den Hof gemacht hatte. Beharrlichkeit. Beharrlichkeit. Beharrlichkeit. Hätte er zur Zeit der Kreuzzüge gelebt, hätte das auf seinem Banner stehen müssen, wenn er in die Schlacht zog.

Es war in erster Linie seine Hartnäckigkeit, die mich dazu bewogen hatte, ihn zu heiraten.

In Ann Arbor hatten wir einander an der Universität kennengelernt, aber ich hatte mehrere Jahre nicht an ihn gedacht. Plötzlich stand er eines Tages vor der Tür der Pension in Port Huron, wo ich wohnte. Er war ein geschickter Plauderer und hatte ein ansteckendes Lachen. Er brauchte nicht lange, um die Bewohner von Mrs. Sandringhams Pension an der Seventh Street für sich einzunehmen. Als er zu meiner Bestürzung anfang, an den Freitagabenden aufzutauchen, räumten die Pensionswirtin und ihre kleine Gästefamilie – einschließlich meiner College-Zimmergenossin, Mattie Chadbourne – das Feld, damit die Beziehung aufblühen konnte.

Ich leitete damals die öffentliche Bibliothek und war gewöhnlich ziemlich müde, wenn Edwin mich am Freitagabend besuchen kam.

Eines Abends erzählte ich ihm, nur um von der Spannung abzulenken, die zwischen uns herrschte, von einer Angestellten, die trotz all meiner Bemühungen, sie aufzumuntern, immer einen trübsinnigen Eindruck machte.

»Sag ihr, Glück sei nichts anderes als Übung«, sagte er. »Wenn sie nur vorgäbe, glücklich zu sein, wäre sie glücklich.« Etwas zutiefst Ansprechendes lag in diesem Moment in diesen Worten. Edwin war weder literarisch gebildet noch sonderlich reflektiert; seine Stärken lagen anderswo als meine. Er war ein guter Mann. Und er schaffte es, Dinge geregelt zu bekommen.

In all den Jahren in Port Huron, als Lehrerin an der High School und später als Leiterin der Bibliothek, verklärte ich, was ich tagsüber tat – Dienerin des Wissens, Seelenärztin, die Bücher wie Pillen an ihre Studenten und Kunden ausgab. Die Nächte jedoch verbrachte ich beklommen zwischen Papierstapeln in meinem Zimmer: ein langer, unvollendeter Essay über Individualismus in der Frauenbewegung, eine unveröffentlichte Übersetzung irgendeines französischen Essayisten des achtzehnten Jahrhunderts, unter dessen Bann ich eine Weile gestanden hatte, dazu Bücher über Bücher voller Zeitungsausschnitte, die ich als Lesezeichen zwischen die Seiten gelegt hatte, Briefumschläge, Bleistifte, Ansichtskarten, Kämmе. Ungeachtet gewaltiger Energieschübe schien es, als brächte ich nie einen vollständigen Zeitungsartikel zustande und schon gar kein Buch, wie ich es mir einmal vorgestellt hatte, dass ich es eines Tages schreiben würde.

Ich war seit sechs Jahren in Port Huron. Die Freunde um mich herum heirateten allmählich. Als mein Blick an diesem Tag auf der anderen Seite des Wohnzimmers auf Ed Cheney fiel, dachte ich, vielleicht färben unsere jeweiligen guten Eigenschaften ja aufeinander ab.

Ich schätze, ich sagte ja zu einem neuen Haus, wie ich zu dem jungen Mann mit dem schütter werdenden Haar ja sagte, der immer wieder von Chicago nach Port Huron gefahren kam, um mich

zu bitten, ihn zu heiraten. An einem gewissen Punkt stürzte ich mich einfach ins kalte Wasser.

In jenen frühen Tagen unserer Ehe war Ordnung nicht das Einzige, wonach Ed sich sehnte. Er wünschte sich ein Zuhause, in dem er Gäste empfangen konnte. Vielleicht lag es an den zu vielen Jahren in der freudlosen Wohnung seiner Eltern, vielleicht lag es auch an der Trauer, die noch immer in den Räumen im Haus meiner Familie hing, er wünschte sich einen Ort voller junger Leute und Freunde und Spaß. Ich habe den Verdacht, dass er sich den fröhlichen Club aus seinem College im Wohnzimmer vorstellte, der »I Love You Truly« sang. Wie auch immer, alles ging sehr schnell, nachdem Catherine Wright in Franks Studio ein Treffen für uns vereinbart hatte.

Wer unterläge nicht dem Charme von Frank Lloyd Wright? Edwin unterlag ihm. Ich unterlag ihm. Da standen wir mit Oak Parks Enfant terrible der Architektur, dem »Tyrannen des guten Geschmacks«, wie jemand im Club ihn genannt hatte, in dem lichtdurchfluteten oktogonalen Raum, einem Anbau ihres Hauses, und er hörte uns zu. Empfangen wir Gäste? Welche Art von Musik gefiel uns? Arbeitete ich im Garten?

Er sah aus, als wäre er ungefähr fünfunddreißig, etwa in meinem Alter, und er sah sehr gut aus – gewelltes braunes Haar, eine hohe Stirn, intelligenter Blick. Die Leute nannten ihn exzentrisch, und ich schätze, das war er auch, wenn man die Tatsache zum Maßstab nahm, dass mitten durch sein Haus ein großer Baum wuchs. Darüber hinaus war er abwechselnd wahnsinnig komisch und ausgesprochen ernsthaft. Ich erinnere mich, dass zwei seiner Kinder über uns auf der Galerie standen und Papierflieger über die Zeichentische segeln ließen. Mehrere junge Männer standen über Zeichnungen gebeugt, aber sein wichtigster Architekt und Mitarbeiter war eine Frau – eine Frau! –, Marion Mahony. Frank saß scheinbar ungerührt irgendwo inmitten dieses Chaos und stellte seelenruhig eine Zeichnung fertig.

Gegen Ende des Nachmittags hatten wir einen groben Entwurf, den wir mit nach Hause nehmen konnten: ein zweistöckiges Haus ähnlich dem der Huertleys, nur kleiner. Wir würden im oberen Stockwerk wohnen, mit einem Esszimmer, einem Wohnzimmer und einer Bibliothek, die alle ineinander übergingen; ein großer offener Kamin würde das Herz des Hauses sein; und Sitzmöglichkeiten in allen Fensternischen würden vielen Besuchern Platz bieten. Eine Wand aus Buntglastüren entlang der Front des Hauses sollte sich auf eine große Terrasse hin öffnen, die von einer Backsteinmauer umgeben sein würde, um gegen fremde Einblicke zu schützen. Von draußen auf dem Bürgersteig würde man dank der Mauer das Haus nicht einsehen können. Doch von innen, von hoch oben, hätte man eine schöne Aussicht auf die Welt außerhalb; tatsächlich würde man sich wie ein Teil der Natur fühlen, da Frank Wright das Haus um die auf dem Grundstück wachsenden Bäume herum entworfen hatte. An der Rückseite des Hauses waren kleine Schlafzimmer vorgesehen. Und es gab ein Erdgeschoss, wo schließlich meine Schwester Lizzie wohnen sollte.

Nach diesem Besuch musste Ed mich nicht mehr drängen. Ich übernahm die Aufgabe, mit Frank zusammenzuarbeiten, der von meinen zaghaften Vorschlägen begeistert schien. Auf dem Bauplatz an der East Avenue begann ich, John auf die Hüfte gestemmt, zu verstehen, was vorspringende Dächer waren und worin die rhythmisierende Schönheit bleigefasster Fensterbänder bestand, die er als »Leinwände aus Licht« bezeichnete. Ziemlich bald war ich Teil der Mannschaft. Ich verbrachte Stunden damit, mir mit einem Landschaftsarchitekten, Walter Griffin, im Studio einen Gartenplan zu erträumen. Als wir schließlich in dieses »Haus für die guten Zeiten« zogen, wie Frank es von Anfang an genannt hatte, zählten wir die Wrights zu unseren Freunden.

Ich denke immer noch an das alte Haus meiner Eltern an der Oak Park Avenue zurück. Ich erinnere mich sehr lebhaft an den Abend, als Ed und ich dort getraut wurden. Meine Schwestern hatten das

Wohnzimmer mit gelben und blauen Blumen gefüllt, den Farben der Universität Michigan. Ein Mandolinenorchester spielte den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin. Mattie, meine beste Freundin, war meine Trauzeugin, und ich erinnere mich, dass ich damals dachte, dass sie an diesem Abend besser aussah als ich. Ich war viel zu nervös, schwitzte die Seide durch. Aber Edwin war sein übliches gefasstes Selbst. Als alles vorbei war, zog er mich in eine Ecke und versprach mir, mein Fels in der Brandung zu sein. »Verlass dich auf meine Liebe«, sagte er, »und ich tue dasselbe bei dir.«

Warum habe ich diese Worte damals nicht aufgeschrieben? Wenn ich sie mir heute ansehe, kommen sie mir vor wie eine Anleitung zu einem Desaster.

*Es geschah immer schriftlich, auf einem Blatt Papier, dass ich mich meines Lebens versicherte. Wenn ich es schaffe, all diese Puzzle-
teilchen meiner Erinnerung mit den Tagebucheinträgen, den Briefen und hingekritzeltten Gedanken zusammenzusetzen, die mein Gehirn und meine Bücherregale verstopfen, dann kann ich vielleicht erklären, was geschehen ist. Vielleicht werden die Welten, die in den vergangenen sieben Jahren die meinen waren, dann auf dem Papier Ordnung und Logik und Ganzheit annehmen. Vielleicht kann ich meine Geschichte so erzählen, dass sie anderen zugutekommt.*

*Mamah Bouton Borthwick
August 1914*

Kapitel 1

Mamah Cheney näherte sich dem Studebaker und legte ihre Hände seitlich auf die Kurbel. Sie hatte dieses Ding schon hundertmal gestartet, aber immer noch hörte sie jedes Mal, wenn sie nach der Kurbel griff, Edwins Worte. *Pass auf deinen Daumen auf. Wenn du es nicht tust, kann die Kurbel zurückschlagen und dir den Daumen abtrennen.* Sie kurbelte jetzt voller Zorn, aber unter der Motorhaube drang nicht einmal ein Stottern hervor. Sie ging über den knirschenden Altschnee auf der Fahrerseite und überprüfte das Handgas und die Zündung, dann wandte sie sich wieder der Kurbel zu und betätigte sie erneut. Noch immer nichts. Ein paar neckische Schneeflocken schwebten unter ihren Hutrand und ihr ins Gesicht. Sie blickte prüfend zum Himmel und machte sich zu Fuß von zu Hause auf den Weg in die Bibliothek.

Es war ein bitterkalter Tag Ende März, und die Chicago Avenue glich einem Fluss aus gefrorenem Matsch. Mamah suchte sich einen Weg zwischen den dampfenden Pferdeäpfeln, den Saum ihres schwarzen Mantels hochgerafft. Drei Straßen weiter westlich, auf der Oak Park Avenue, sprang sie auf den hölzernen Bürgersteig und ging rasch in südliche Richtung, während um sie herum die nassen Schneeflocken immer dichter fielen.

Als sie die Bibliothek erreichte, glichen ihre Zehen eisigen Stummeln, und ihr Mantel war beinahe weiß. Sie rann die Treppe hinauf und blieb vor der Tür zum Vortragsaal stehen, um Atem zu schöpfen. Im Saal hörte eine große

Anzahl Frauen aufmerksam zu, wie die Präsidentin des Frauenclubs des 19. Jahrhunderts ihre Einführung verlas.

»Gibt es eine Frau unter uns, die nicht – beinahe täglich – mit einer Entscheidung konfrontiert wird, wie sie ihr Heim schmücken soll?« Die Präsidentin blickte über ihre Brille hinweg ins Publikum. »Oder darf ich es wagen, zu sagen, sich selbst?« Noch immer schwer atmend setzte sich Mamah auf einen Platz in der letzten Reihe und schlüpfte aus ihrem Mantel. Überall um sie herum stieg von den nassen Pelzen, die über den Stuhllehnen hingen, schwacher Kampfergeruch auf. »Unser heutiger Gastredner hat es nicht nötig, vorgestellt zu werden . . .«

Daraufhin registrierte Mamah ein unterdrücktes Gemurmel, das sich von den hinteren Reihen nach vorne fortpflanzte, als eine Gestalt in wehendem, schwarzem Cape, das wie ein Segel flatterte, durch den Mittelgang eilte. Sie beobachtete, wie er zuerst das Cape auf einen Stuhl neben dem Vortragspult schleuderte, dann seinen breitkrepfigen Hut.

»Moderne Dekoration ist eine Burleske des Schönen, ebenso mitleiderregend wie kostspielig.« Frank Lloyd Wrights Stimme schallte durch den geräumigen Saal. Mamah reckte den Hals und versuchte, an den Hüten, die vor ihr bebten wie Kuchen auf einer Platte, vorbei- und darüber hinwegzusehen. Impulsiv stopfte sie sich ihren Mantel unter das Gesäß, um einen besseren Blick zu haben.

»Das Maß für die Kultiviertheit eines Menschen liegt in dem, was er schätzt«, sagte er. »Wir sind, was wir schätzen, nicht mehr und nicht weniger.«

Sie konnte sehen, dass etwas an ihm anders war. Sein Haar war kürzer. Hatte er Gewicht verloren? Sie schaute genau auf die eng gegürtete Taille seines Norfolk-Jacketts. Nein, er sah gesund aus wie stets. Seine Augen in seinem ernsten, jungenhaften Gesicht hatten einen fröhlichen Ausdruck.